

LiteraTour der Stefan-Andres-Gesellschaft 2023



Versammelte Gesellschaft auf der Grimburg (Foto: M. Hülpes)

1 *Den frohgemuten Aufbruch zum Geburtsort seiner Mutter schildert Stefan Andres in einem Kapitel des Romans „Der Knabe im Brunnen“ (1954).*

Der Gang nach Beuren

So war ich denn eines Tages, als es hieß, wir gingen nun wirklich nach Beuren, so glücklich, dass ich nur schwer einschlafen konnte. Es war ein Sonntag, den Vater zu dieser Wanderung bestimmt hatte. Wir standen mit der Sonne auf. Als wir über die Moselbrücke gingen und ich auf den Fluss hinunterblickte, war ich sehr stolz, da ich annahm, dass die Mosel noch am Schlafen wär. In den grünen Obstgärten von Kirsch sangen die Vögel. Die Glocken von Schweich und von Longuich läuteten – und diesmal gar nicht so wehmütig fromm wie sonst. In Longuich gingen wir in die Messe, und es war noch nicht zehn Uhr, da stiegen wir schon den Fellerwald hinauf, der Vater mit Katharina voraus, und ich hinter der Mutter, die ich in meinem Glück, zum erstenmal nach Beuren zu kommen, kräftig den Berg hinanschob. Ich stemmte meine Arme gegen ihren Rücken und drückte, und sie sagte von Zeit zu Zeit: „Komm, jetzt bist müd!“ Aber sie wusste nicht, dass ich mittlerweile eine Lokomotive geworden war, welche ja nie müde wird.

2 *Das Feller Hochgericht in Josephine Wittenbechers Roman „Feuer am Fluss“.*

Da die Abtei Sankt Maximin ihren Anspruch der Reichsunmittelbarkeit nur teilweise erfüllt bekommt, wacht sie gegenüber dem kurfürstlichen Trier umso eifersüchtiger auf ihr Recht der Hochgerichtsbarkeit. Darin muss man einen entscheidenden Grund sehen für die intensive Hexenjagd

der Maximiner am Ende des 16. Jahrhunderts. Man wollte sich durch die Verfolgung von Ketzer und Hexen als besonders effektiv hervortun. Bei diesem Pochen auf den Hoheitsanspruch kam es immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen den Verwaltungen von Maximin und Trier.

So auch in Josephine Wittenbechers Roman „Feuer am Fluss. Der Fall Eva Zeihen“. In der Schilderung des Schicksals der als Kindsmörderin und Hexe angeklagten Eva Zeihen aus Kenn werden die der Hexerei Beschuldigten in einem befestigten Gutshof in Fell, der sog. Feller Burg, eingekerkert. Bei der Inhaftierung eines wohlhabenden Bauern, der seine Festnahme für rechtswidrig hält, kommt es zum Streit hinsichtlich der Zuständigkeit des jeweiligen Hochgerichts.

In einem Schreiben an seinen Maximiner Kollegen macht der Amtmann von Pfalzel und Grimburg den kurfürstlichen Hoheitsanspruch geltend und untersagt die Verurteilung des Angeklagten durch das Maximiner Hochgericht in Fell.

Das Schreiben im Roman schließt mit den Worten:

... deswegen übermittle ich Euch hiermit meine, durch landesfürstliche Oberhoheit begründete, ernsthafte Forderung, so rasch wie möglich dafür zu sorgen, dass der oben genannte Meier Horsch sowie diejenigen, die ihn auf Euren Befehl nach Fell gebracht hatten, hierher überstellt werden.

Pfalzel, den 17. August 1572.

Unterschrieben, Gerhard von der Heyden, Amtmann zu Pfalzel und Grimburg.

Und weiter lesen wir:

Der Amtmann [von Maximin] hatte vorausgesehen, dass die auf der anderen Seite nun glaubten, ein Wort mitreden zu können. Erstens ging es gegen den Anspruch des Maximiner Rechts, und zweitens war es ein Meier, [ein Bauer, der für den Grundherrn Abgaben einzieht], um den man sich bekümmerte, was allerdings nach seiner Meinung die geringere Rolle spielte. Der Horsch Meier blieb zu Fell in Haft, da sollten die Kurfürstlichen sich aufregen, wie sie wollten. Morgen musste der Prozess, der mit der Anklage gegen Eva Zeihen als Kindsmörderin begonnen hatte, mit der Verurteilung und Hinrichtung dreier geständiger Hexen enden, so wahr Gott helfe.

Den Pfarrherrn von Longuich schickte man in den Gefängnisturm nach Fell zu den drei Frauen, die den sicheren Tod vor Augen hatten.

3

Zwischenstation Neu-Mehring

Als wir auf die Höhe von Neumehring kamen, pflückte Vater von den Ebereschen rote Sträuße, schmückte unsere Hüte damit, setzte mich, weil ich doch keine Lokomotive mehr sein konnte, auf seine Schulter, hielt mich an den Beinen fest und begann zu singen: „Die Luft ist so blau, und das Tal ist so grün.“ Auch die Mutter sang mit, Katharina und ich hörten zu. In diesem Augenblick hätte ich meine Eltern auch nicht für die allerschönste Traum Mutter aus Frankreich hergegeben. Vater war so groß, dass ich an die Zweige der Bäume fassen konnte. Mutter hatte die Röcke hochgeschürzt und blickte mit fröhlich gekniffenen Augen mitten in die Sonne hinein. Über der Heide, die sich zu beiden Seiten des von Kieselsteinen glitzernden Weges bis zum bläulich fernen Wald hin dehnte, standen Lärchen. Vater zeigte dahin und dorthin. Wenn er einen Vogel hörte, nannte er uns seinen Namen und machte seine Stimme nach. Ich musste lachen, weil Vater doch sonst nie wie ein Vogel piepste und schnurrte und piffte. In der Ferne sah ich zwei Häuser am Wege liegen. Als wir näherkamen, bemerkte ich, dass das eine ausgebrannt war, an dem ersten war die Tür mit Brettern zugenanagelt. Plötzlich sah ich, wie Mutter weinte, und als Vater fragte, was sie hätt, sagte sie, dass sie an unser Haus auf der Breitwies denken müsst, das jetzt auch genauso aussah wie das da – „so e gut Haus“, sagte sie leise und schob das Kinn vor, dann weinte sie nicht mehr. Auch auf mich wirkten diese beiden Häuser sehr niederdrückend, vor allem das ausgebrannte. Es war aus

dunklem Schieferstein gebaut, durch die Fenster zogen die Wolken, und das sah aus, als hätte es Augen und bewegte sie.

4 *Wie es zu diesem traurigen Zustand kam, erfahren wir aus dem Ausstellungskatalog des Wein- und Heimatmuseums Mehring.*

Gründung und Ende der Kolonie Neu-Mehring

Die bereits 1830 im Gemeinderat beschlossene Gründung einer neuen Dorfsiedlung auf dem Mehringer Berg rechts der Mosel erhielt nun eine unerwartete Dringlichkeit. [...] Am 26. Juni 1841 wurde mit der Aussiedlung begonnen. 22 Familien legten sich Zug um Zug neue Wohnstätten an, die durch Losziehung innerhalb der zukünftigen Siedlung Neu-Mehring, nahe Lorscheid im Hunsrück, verteilt worden waren. Doch scheiterte das Unterfangen schon nach einem Jahrzehnt: Die Kolonie, die ohnehin aus ärmeren Familien bestand, verelendete zu- sehends und blieb eine Belastung für die Muttergemeinde, deren Kontrolle sie zugleich entzogen war. Von den kleinen Parzellen, die ihnen zugewiesen waren, konnten sie sich nicht allein ernähren, und in der Abgeschiedenheit besaßen sie keine Gelegenheit zu einer geregelten Erwerbstätigkeit. Daher häuften sich kriminelle Vorgänge unter den Aussiedlern, die Fremdvieh auf Mehringer Grund gegen Entgelt weiden ließen und im Mehringer Gemeindewald geschlagenes Holz stahlen und weiterverkauften.

So zeichnete sich ein dramatisches Schicksal ab: 1852 beschloss der Gemeinderat die Auflösung von Neu-Mehring. Den Bewohnern wurde nahegelegt, nach Amerika auszuwandern. Da ihnen das Geld für die Überfahrt und auch das Startgeld von 300 Talern fehlte, stellte der Rat die erforderliche Summe aus der Gemeindegasse bereit. [...]

Heute stehen von der fehlgeschlagenen Siedlung noch zwei Häuser, die übrigen wurden nach der Auswanderung der Kolonisten auf Abbruch versteigert.

5 *Das Schwanken zwischen Verharren in bedrückender Enge und dem Sprung in die Fremde – verarbeitet Andres 1943 in seiner Novelle:*

Wirtshaus zur weiten Welt

[...] Die Karte wies als nächsten bewohnten Punkt eine größere Ortschaft auf, die noch drei Stunden Weg erfordert hätte. Darüber musste es dunkel werden, und ich war, wie eben ein Mensch, der den Wäldern entfremdet ist, unsicher, ja unruhig geworden. Nach einer halben Stunde entdeckte ich dann, wo der Pfad sich gabelte, ein Holzbrett an eine Tanne genagelt, und darauf stand mit ungelassenen Buchstaben aufgemalt: „Wiertshaus zur waiten Welt. Noch zehn Minuten!“ – Das Brett lief in eine geschnitzte Hand aus, die auf eine ganz unanatomische, aber sehr eindrucksvolle Weise die Finger in die Handfläche eingepresst liegen hatte, um den Zeigefinger umso schärfer auszurecken.

Ich betrachtete eine Weile dieses Schild mit den widerspruchsvollsten Gefühlen. Der Wegweiser, ebenso unerwartet wie grotesk, stand vor mir, wie eine erwachsene Person – man musste auch den Kopf ein wenig anheben – vor einem Kind steht, das sich verlaufen hat, und diesem nun ein Märchen auftischt, um es nach Hause zu locken.

Es dauerte überdies, trotz scharfen Gehens, länger als zehn Minuten, bis ich an den Waldrand trat und kaum zweihundert Meter entfernt zwei Häuser liegen sah. Rundherum lag ganz ebenes und sorgsam beackertes Land, die Rodung betrug wohl einen Kilometer im Quadrat, und der Wald umstand sie rechtwinklig und hoch wie ein verwachsener Zaun. [...]

An der Wand des östlichen Hauses, des kleineren also, entdeckte ich im Näherkommen, was ich suchte, aber hier zu finden zunächst für ganz unmöglich, ja lächerlich hielt (ich dachte schon, ich hätte mich verirrt): ich entdeckte das Schild, das größere, das Mutterschild

sozusagen des kleinen Wegweisers, und da stand wieder, mit genau denselben Rechtschreibbefehlern, die ihm so gut anstanden: „Wiertshaus zur waiten Welt“!

Später in der winzigen Wirtsstube

Und dann, nachdem wir das erste Glas getrunken hatten, rieb er einmal die Hände langsam aneinander, er zerrieb einen Tropfen des Schnapses und roch daran. So sagte er, nicht anders, als ob er mich seit langem erwartet habe, um mir diese Frage zu stellen: „Nun, und was macht man da draußen?“ „Ah – in der weiten Welt“, lachte ich, auf andere Weise neugierig. [...] Er nickte ein paarmal, seine Stirn stand in tiefgezogenen Querfalten. „Ich habe einen Jungen draußen in der Welt“, sagte er, aber das schien nicht das Eigentliche zu sein, denn er fragte jetzt, mich unvermittelt anblickend: „Wart Ihr schon in fremden Ländern – ja – weit weg – so in der weiten Welt?“ Er machte dabei eine unbestimmte, weit ausfahrende Bewegung mit der rechten Hand von sich fort. Seine wasserblauen Augen flimmerten auf eine geradezu gierige, aber auch, so kam es mir vor, neidvolle und gehässige Weise. Ich sagte ihm, ich sei eben deshalb in die Wälder gegangen, um diese Welt einmal hinter mir zu lassen.

„Dann seid Ihr aber ein komischer Patron“, er lachte polternd los, „was gibt’s denn hier Rares? Bäume und nur Bäume, Kühe – ja – und Kartoffeln und im Winter Schnee – und Regen.“

Das weitere Geschehen scheint nur paradox zu sein. Die beiden verbliebenen Siedler spielen vor Langeweile beim Pokern schließlich um Haus und Hof – und derjenige, der verliert, gewinnt, denn er ist gezwungen, in die weite Welt auszuwandern und dort sein Glück zu machen.

6 *In der Novelle „El Greco malt den Großinquisitor“ von 1936 macht Stefan Andres das katholische Spanien um 1600 zum Schauplatz einer Auseinandersetzung zwischen dem Maler Domenicos Theodokopulos, genannt El Greco, und dem Vertreter der sog. Heiligen Inquisition.*

Der Kardinal blickte auf seine gespannt hängenden Hände, er sprach: „Schwarz und Rot, was enthüllt das?“

El Greco trat mit seiner ganzen Gestalt hinter der Staffelei hervor, seine Stimme zitterte nicht, gleichwohl war sie leise: „Feuer in der Nacht!“ Der Generalinquisitor senkte kaum merklich die Stirn, alle seine Bewegungen waren langsam und immer unauffällig, nur neue Formen seiner Unbeweglichkeit, und so blickte er von unten El Greco an: „Ihr meint die heilige Kirche mit diesem Bild!“ El Greco nickte, aber nun zitterte er; und wieder nickte er, flehte zu seinem Mut, dass er ihn nicht verlasse, dass er mit diesem Nicken kein Verräter werde, und so sprach er zitternd: „Sie ist ein blutiges Feuer geworden, Eminenz!“ Der Generalinquisitor erhob sich: „Ja, die Kirche hat viele Feinde“; so sprach er. Dann fügte er bei, morgen um dieselbe Stunde sei er wieder bereit. Als El Greco den Ring küsste, hörte er Niño de Guevaras eingeschlossene Stimme weit über sich: „Heute nachmittag nimmt von Eurer Herberge die Prozession der heiligen Inquisition ihren Ausgang; seht zu und erwägt die Worte, die auf der Prozessionsfahne für die Welt geschrieben sind. Kennt Ihr diese Worte?“ El Greco nickte, sprach: „Diese zwei Worte sind die zwei Augen der heiligen Kirche, möge sie auf keinem Auge blind werden!“ Er verneigte sich und ging rückwärts zur Türe hinaus. Hätte diese Vorschrift nicht bestanden, er hätte sie in diesem Augenblick erfunden. Nun aber, als er schon durch die Straßen ging, spürte er dennoch diese Augen im Rücken, diese kalten, unbeweglichen, dunklen Augen. [...]

Er blieb in der Mitte der Zelle stehen, er trat nicht ans Fenster. Er kannte diese schwarzweiß gescheckte Schlange der Dominikanermönche, diesen psalmodierenden Tausendfüßler; er kannte auch die Worte auf der Fahne, die den Zug anführte, diese gefährlichen Worte, die

rückwärts auf den Zug blickten wie zwei schillernde Augen: misericordia et justitia, die Augen der Kirche, möge sie auf keinem Auge blind werden! Das hatte er zum Großinquisitor gesagt! Er kannte die bleichen Gesichter der büßenden und schwachgewordenen Ketzer, die hinter den Mönchen kamen, von einem Kruzifix angeführt, der rückwärts blickend über ihnen die Arme breitete. Diese Reihe war länger als die der Verstockten. Jedoch die Gesichter der Verstockten, auch von einem Kruzifix angeführt – indes von einem, der ihnen den Rücken kehrte – diese Gesichter waren nicht weiß, die waren gerötet „vom Feuer in der Nacht“. Misericordia et justitia, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, funkelnde Augen, die bis dahin reichen, wo der Generalinquisitor mit seinem Kaplan einherschreitet, Anführer des endlosen Zuges der Frommen, die für heute noch erlöst und zum Zuschauen begnadigt sind; aber der Tausendfüßler wird hungrig in seinen eigenen Schwanz beißen, aus dem Vorrat der neugierigen Frommen wird er sich neue Bewegung schaffen. Oh, er kennt diesen Zug und wird nicht ans Fenster treten, ihn anzusehen. Die Neugierde der Menge schafft dem Henker selbst noch Gefolgschaft, er wird nicht ans Fenster treten.

El Greco schrie auf. Im Rahmen des Fensters, das im niedrigen ersten Stock des Klosters lag, schwebten auf Stangen befestigte Puppen vorüber mit hohen schwarzbeschriebenen Papiermützen; Puppen, die Seelen der im Kerker gestorbenen, auf der Folter gebliebenen Ketzer darstellend, trieben starr und aufrecht auf der Wolke des Psalmes: „Erbarme dich meiner, o Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit, und nach den Mengen deiner Erbarmungen tilge meine Missetat!“

7 *Ankunft in Beuren* (aus: Der Knabe im Brunnen)

Plötzlich blieb die Mutter stehen und wies über den Waldweg hin, der sich vor unseren Füßen in ein Tal senkte: „Da hinten – da“, rief sie, ihre Stimme klang bewegt, „schau die weißen Häuser auf der Höhe, da is deine Mutter geboren, dat is Beuren.“ [...]

Als wir vor dem Dorf anlangten, läutete es Mittag. Die Glocken hatten hohe Stimmen, und mir kam es vor, als wären darin schon die Stimmen unserer weiblichen Verwandten. Mutter sagte: „Ei, dann lasst uns den Engel des Herrn beten!“ Sie stimmte an, und gerade als wir alle zusammen beteten: „Herr, gib allen abgestorbenen Seelen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen“, traten wir zwischen die ersten Häuser. [...]

Die Häuser waren alle ganz weiß angestrichen, die Fensterrahmen grün, und die Sonne lag leuchtend auf allen Dingen. Immer wieder sah ich Pumpen am Straßenrand, und ich fragte Mutter, ob es denn hier keine Pütze gäb. „O ja, mein Knechtchen“, sagte sie voll Stolz, „in vielen Häusern. Wir hann hier e gut Wasser, besser als dat aus der Leitung in Schweich.“

„Aber net besser als dat aus dem Dhrönchen“, sagte Vater.

„Dat hab ich ja net gesagt“, sagte Mutter, „guck mal, Steffchen, unser Kirch! Is die net schön?“

Die Kirche war ebenso weiß wie die Häuser, auf dem dunklen Turmdach glitzerte ein goldener Hahn.

„In Schweich is de Kirch aber viel größer“, sagte ich, Mutter blieb stehen. „Größer?“ Wat heißt dat? Wenn et danach ging, müsst ja dein Vater schöner sein als ich!“ Und sie lachte vor sich hin. [...]

Sie lachten beide, und so schritten wir auf das Haus unserer Verwandten zu. Mutter hatte oben und unten im Dorf zwei Brüder wohnen. Zuerst gingen wir zu Mutters jüngerem Bruder, dem Weißes-Pittchen, wie die Leute ihn nannten.

Kaum waren wir in die offene Küche eingetreten, als von allen Seiten sich Stimmen der Begrüßung erhoben, es war beinahe ein Gesang.

8 *Steff ist von seiner Base Evchen sehr angetan und tut deshalb groß vor ihr.*

Ich aber streifte bald nach dem Essen mit Evchen um das Dorf durch die Heide und den Fichtenwald. Ich erzählte ihr Lügengeschichten – unter anderem die, ich sei Messdiener. Als sie darauf sofort ein andächtiges Gesicht machte und bat, ich sollte ihr ein lateinisches Gebet sagen – „wart mol – sag mir dat ‚Pater noster‘, dat is so schön“, wurde ich über die Maßen verlegen. Ich blickte auf meine Schuhe, drehte an dem goldenen Blechknopf meiner Jacke und begann: „Pater noster –“ aber da fiel mir der rettende Gedanke ein. Ich sagte sehr bestimmt: „Dat muss aber de Messdiener net können.“ – „Richtig“, sagte sie, „dat betet der Pastohr allein. Ich kann et aber. Soll ich et dir sagen?“ Die klingenden Sätze zogen wie der unbegreifliche Wind in den Fichten, unter denen wir saßen, hoch über mich hin. Ich hatte eine große Angst vor dem Ende des Gebets, denn nun würde sie mir andere Fragen stellen. So fragte sie denn auch, kaum dass sie ‚sed libera nos a malo‘ gesprochen hatte: „Kannste denn dat ‚Confiteor‘ – dat beten de Messdiener!“

Hätte mir eine andere Frauensperson, etwa Büdelichs-Mutter, diese Aufgabe gestellt, wäre es mir ein leichtes gewesen, ihr etwas dem ‚Confiteor‘ von fern her Ähnliches herunterzuraseln, aber in Evchens Ohren und sogar in ihre Augen hinein ging das nicht. So stotterte ich denn bis hinter die Ohren errötet: „Wir sein doch net in der Kirch!“ – „Du kannst et net!“ sagte sie einfach und lächelte. „Du has mich belogen“, fuhr sie fort, „du bis gar kein Messdiener. Biste auch noch zu jung für. Aber lügen musste net!“ – „Ich hab net gelogen“, rief ich und begann zu weinen, „un du bis en ganz bös Mädchen! Ich geh heim – fort von hier nach Schweich un komm nie mehr wieder!“

Da fing auch Evchen an zu weinen. So saßen wir voreinander, hatten die Hände vor den Gesichtern, und unsere Tränen rannen.

„Evchen“, sagte ich nach einer langen Weile, „en is jetzt fort.“

„Wer denn, Steffchen?“

„Ei, de Lügebock!“

„Dat is schön, Steffchen. Wo is er denn hin?“

„In de Eselsbusch.“

„Wat macht en denn da?“

„Ei – en is in dem Schraubstock, den de Meister Specht sich auf dem Baum gemacht hat. Weißte, in den Schraubstock steckt der Specht die Fichtenzapfen hinein, um se leerzupicken.“ Und ich gab ihr alles vom Specht wieder, was der Vater mir an diesem Morgen erzählt hatte.

„Woher weißt du dat alles?“ frage sie voll Bewunderung. Ich wollte schon sagen, der Specht hätt’s mir genauso selber erzählt, aber ich dachte sofort an den Lügenbock und sagte schnell: „Unse Vater kennt alle Vögel auf der Welt, de großen un de kleinen, de weißen un de schwarzen, de roten un de blauen. Un e kann singen wie en Merdel un wie en Adler.“ [...]

Bei den Verwandten unten im Dorf waren wir zum Kaffee. Die Basen waren schon zu Besuch bei uns gewesen. Ich hörte nur, wie die vielen Frauenstimmen die Stube füllten, und dachte an Evchen, die nicht mitgekommen war. Nach dem Kaffee schlich ich fort und suchte Evchen. Ich entdeckte sie an der Pumpe. Als sie mich sah, lief sie mir entgegen. Sie führte mich ins Dorf, zeigte mir die Kirche und die großen Steine, die bei Prosterath auf den Feldern lagen. Solche Steine hatte ich noch nie gesehen. Sie waren so groß wie Häuser.

9 Dhron und Mosel

Hier im Dhrontal passieren wir die 1913 errichtete Talsperre, die den Hauptschauplatz des Romans „Die unsichtbare Mauer“ von 1934 bildet. – Rechts ab von unserer Route liegen die Gebäude der elterlichen Mühle, die von der Andres-Familie aufgegeben werden musste – und heute wieder zum Verkauf ansteht.

Blick vom Zummet

In dem Roman „Der Knabe im Brunnen“ sehen wir, mit welcher Begeisterung der kleine Steff beim Kirchgang nach Leiwien zum ersten Mal die Mosel erblickt. Vom Zummet erschaut er die Weite des Tales.

Nun kamen wir auf die Höhe, wo der Weg aus dem kleinen Tal der Dhron in das große Moseltal hinüberläuft. Ich fühlte, wie mein Blick, der drunten am Bach immer gegen den Berg anstieß, in die Ferne fliegen konnte, weiter und noch weiter.

„Dat is de Mosel“, sagte mein Vater, und sein langer Finger wies in die Tiefe vor uns.

Was mir bis dahin nur aus den Worten der andern bekannt war, nun sah ich es. Der grünlänzende und gewundene Wasserlauf, das Flusstal, die Weinberge, die blauen Höhen der Eifel – alles war nun zu mir gekommen, so wie ich zu ihm. [...]

„Da“, sagte der Vater, „jetzt siehste den Berg Kron besser. Hier oben hat de Kaiser Konstantin sein Haus gehabt. Hier oben is ihm der Herrgott erschienen un hat ihm gesagt, dat er Christ werden müsst.“

Ich nickte nur – wer der Kaiser Konstantin war, wusste ich nicht; aber dass ihm der Herrgott hier oben erschienen war, das konnte man diesem Berg über dem Fluss ansehen.

„Da unten ist Trittenheim“, sagte der Vater und zeigte auf die Häuser hinab, die jenseits der Mosel in der Sonne lagen und mit ihren dunklen Schieferdächern wie ein gewürfeltes Tischtuch aussahen.

„Un dat Haus mit dem Turm is de Kirch.“

„Wat is dat – en Turm?“

„En Turm? Dat is en Turm, wo die Glocken drin sein un die Uhr. Wart, in Leiwien zeig ich dir en Kirchturm.“

In seiner Betrachtung „Aquädukte der Erinnerung“ von 1950 kommt Stefan Andres auf die Worte seines Vaters zurück mit dem Eingeständnis:

Auch nicht das Tal vergaß ich und die Mühle, die genau unter dem Berg Kron lag, unter jenem Berg also, auf dem Kaiser Konstantin sein Schloss gebaut haben sollte, so hatte mirs der Vater erzählt. Später, als ich studierte, und mir so viel gescheiter als mein Vater vorkam, glaubte ich natürlich nicht mehr an all diese Geschichten – bis mir die Archäologen jene Erzählungen meines einfältigen, in der Überlieferung stehenden Vaters bestätigten: auf dem Berg Kron lag in der Tat die große Kaiserburg des Konstantin.

Ähnlich begeistert vom Anblick des Flusses wie der klein Steff ist nach der Reise von Bingen durch den Hunsrück auch der Prinzenerzieher Ausonius, als er bei Neumagen endlich die Mosel erblickt. In seinem Lobgedicht „Mosella“ aus dem Jahr 371 feiert er seinen Eindruck in kunstvollen Versen:

Endlich zeigte sich mir an den ersten Gestaden der Belg[i]er
No[v]iomagus [Neumagen], das ruhmreiche Fort Konstantins des Erhabenen. [...]
Alles betörte mich da mit schmeichelnden Bildern, im Ausdruck
meiner hellstrahlenden Heimat Burdigala [Bordeaux] gleichend an Adel.
Villengiebel, erhöht über sinkende Uferbreite,
rebenbegrünte Hügel und unten mit stillem Gemurmel
anmutreicher die Flut der vorübergleitenden Mosel.

Trithemius

In „Der Knabe im Brunnen“ zählt Andres den Abt und Gelehrten Joannes Zeller, gen. Trithemius, zu seinen Vorbildern. Dort heißt es:

Aber war der Kardinal Nikolaus Krebs aus Cues, von dem sie mir so oft erzählten, nicht auch ein Junge aus einfachem Hause gewesen? Und der Abt Trithemius stammte nicht einmal, wie sein Name sagte, aus Trittenheim, sondern aus dem kleinen Heidenburg hinter unserer Mühle, und um studieren zu können, musste er sogar wie der Nikolaus Krebs von zu Hause fortlaufen.

Trithemius und seine Zeitgenossen

Trithemius lebte von 1462 bis 1516 und war u. a. für seine Bibliothek im Kloster Sponheim und für sein Geheimschriftsystem berühmt. – Wenn Andres sich den Abt zum Vorbild nimmt, dann kümmert er sich nicht um dessen Ruf des dunklen Magiers, als den ihn seine Gegner – u. a. auch Luther – schmähen, sondern er sieht in ihm den gelehrten Klostergeistlichen, der sich mündlich und schriftlich mit den humanistisch gebildeten Größen seiner Zeit austauscht. Zu diesen zählen neben Johannes Reuchlin und Konrad Celtis nicht zuletzt seine Schüler Agrippa von Nettesheim und Paracelsus.

Seinen Zeitgenossen Johannes Faust aber, der Pate für Goethes Tragödie stand, kritisiert er in scharfen Worten. In einem 1507 verfassten Brief bezichtigt Trithemius den Doktor Faustus der Scharlatanerie.

Der ursprünglich in Latein abgefasste Brief des Abtes Trithemius lautet in der Übersetzung:

Als ich im vorigen Jahre aus der Mark Brandenburg zurückkehrte, traf ich diesen Menschen [Faust] in der Nähe der Stadt Gelnhausen an, woselbst man mir in der Herberge viele von ihm mit großer Frechheit ausgeführte Nichtsnutzigkeiten erzählte. Als er von meiner Anwesenheit hörte, floh er alsbald aus der Herberge und konnte von niemandem überredet werden, sich mir vorzustellen. Wir erinnern uns auch, daß er uns durch einen Bürger die schriftliche Aufzeichnung seiner Torheit, welche er dir gab, überschickte. In jener Stadt erzählten mir Geistliche, er habe in Gegenwart vieler gesagt, daß er ein so großes Wissen und Gedächtnis aller Weisheit erreicht habe, daß, wenn alle Werke von Platon und Aristoteles samt all ihrer Philosophie durchaus aus der Menschen Gedächtnis verloren gegangen wären, er sie wie ein zweiter Hebräer Esra durch sein Genie sämtlich und noch treffender wiederherstellen wolle. Als ich mich später in Speyer befand, kam er nach Würzburg und soll sich in Gegenwart vieler Leute mit gleicher Eitelkeit gerühmt haben, daß die Wunder unseres Erlösers Christi nicht anstaunenswert seien; er könne alles tun, was Christus getan habe, so oft und wann er wolle.

Dieser Brief ist das früheste Zeugnis, das über die Person des historischen Faust Auskunft gibt.

Auch Trithemius lebt bis zum heutigen Tag weiter. So ist er mit seiner Geheimschrift Gegenstand von Umberto Ecos Roman „Das Foucaultsche Pendel“ von 1988. Dort heißt es z. B.: Trithemius schlägt vierzig größere Kryptosysteme vor; in dem einen zählen nur die Anfangsbuchstaben, im andern der erste und letzte, im dritten abwechselnd der erste und der letzte und so weiter ...

11 *Schauplatz Tarattem*

Der Roman „Die unsichtbare Mauer“ schildert u. a. den traurigen Abstieg von Nikodemus Riedenburger, dem Vater des Erbauers der Dhrontalsperre. Der Müller hat mit dem Umzug aus dem Dhrontal nach Trittenheim auch seinen Beruf aufgegeben. – Auszüge:

Der Vater Nikodemus aber war Winzer geworden, so schien es wenigstens.

Nun färbte aber die Ablehnung, die sein Sohn neuerlich mit offensichtlichem Nachdruck von der ganzen dörflichen Seite empfing, auf ihn, auf sein Haus und auch auf seinen Wein ab. Man ließ ihn einfach nicht in den festen Kreis der Winzer hinein. „Der Wingertmüller“ hieß er zuerst freundlich abwartend, jetzt wurde das sein Name, der ihn draußen stehen ließ. Er konnte sich nicht wehren, er wusste nicht gegen wen. Der einzelne Mann war nachbarlich gut zu ihm, aber der Ort, das, was Tarattem hieß, hielt ihn für etwas Zwitterhaftes, Unzuverlässiges, dem Ort gegenüber Fremdes. „Ein Müller soll Säcke tragen“, hieß es, oder: „Da könnte ja jeder Winzer werden, der Geld hat!“ An diese Gründe glaubten sie alle, aber hinter allem stand immer der Nachsatz: Man sieht es ja an seinem Ältesten, ohne Gott und Gebot, verhöhnt unsern Wein und macht sich fett an armer Leute Geld!“ [...]



E. Cannivé-Boesten liest am Andres-Denkmal (Foto: H. Lachmund)

Die Kinder wollten es zuerst nicht sehen, die Groß Ulf sprach immer etwas Besonderes, das alle zu ihr herhören ließ, wenn sie den unsicheren Gang ihres Sohnes hörte. Bis Frau Grete es einmal unverblümt sagte, klar und mit zornfunkelnden Augen: „Du trinkst ja Nikodemus, du trinkst, was sollen deine Kinder dazu sagen?“ Der starke Mann blickte wie ein gescholtener Hund mit trüben Augen in der Stube umher, es war erst um die Kaffeezeit und sein Kopf war schon wieder dunkel und durcheinander; da sah er Wendelin vor sich stehen. „Du, du bist schuld!“, lallte er plötzlich, trat auf ihn zu und hob die Faust. [...]

Man erzählte sich unter den Müllern vielerlei über den „versoffenen Wingertmüller“. Nikodemus war weit und breit bekannt, dass er, wie selten einer, die Kunst des Steinschärfens ausüben konnte. Und so kam es, dass ihn einige Müller von den Kalterbachmühlen zum Schärfen einluden. Seine billige und kräftige Arbeit sprach sich bald rund, und so zog er nun auf den Mühlen im Umkreis umher und übte da seine Kunst aus, die ihm anfangs wie etwas Ehrendolles vorkam. Er saß mit der Schutzbrille über den Stein gebeugt, bald an der Lieser, bald an der Kyll, zog die Rillen mit dem pickenden Stahl, schaute in allen Mühlen umher, blieb oft tagelang an einem Ort, wo es ihm gefiel, packte mit an, und wenn er dann wieder zu Hause ankam, noch grau und bestäubt und den Mehlgeruch um sich breitend, war er noch schweigsamer als zuvor.

Adaption von Christoph Schmitts Internet-Beitrag

Stefan Andres – ein Sohn des Ortes?

Gibt es in der Beziehung Stefan Andres' zu Trittenheim etwas, das die kommende Würdigung nicht nur notwendig, sondern das lange Abwarten der Trittenheimer auch verständlich macht? Darf man sich ohne weiteres Stefan Andres als „bemerkenswerten Sohn“ Trittenheims zu eigen machen!?

Der Anspruch scheint hoch gegriffen zu sein. Denn getauft wurde er nicht hier (sein Taufbrunnen steht in der Stefanus-Kirche in Leiwien), und seine primären Schulerfahrungen, die ihn in einen engeren Kontakt mit Menschen von hier gebracht hätten und umgekehrt, waren in Schweich. Sein Ende der 50er Jahre erbautes und zeitweise bewohntes Ginsterhaus bot dem Besucher einen herrlichen Ausblick auf die Moselschleife mit Leiwien und Trittenheim – aber es steht nicht auf Trittenheimer Gemarkung, sondern der Bau wurde Andres möglich durch eine Schenkung der Leiwener Ortsgemeinde. Aber mancher Trittenheimer weiß zu erzählen, Andres habe so manches Mal in Trittenheim Skat gespielt, und einem guten Glas Wein sei er nie abgeneigt gewesen. Rechtfertigt das schon, ihn in die Reihe „bemerkenswerter Söhne“ Trittenheims einzugliedern?

Wäre der „Junge vom Lande“ einige Jahre später im Dhrönchen geboren und wäre die Notwendigkeit zum Wegzug nach Schweich durch den Bau der Dhrontalsperre nicht gewesen, dann hätte aus ihm „problemlos“ ein „ganzer“ Trittenheimer werden können. So aber wurde der ‚kleine Steff‘ nur kommunal ein Trittenheimer, während er kirchlich gesehen mit der Taufe ein Leiwener Kind wurde, und das, weil Trittenheim damals aus zwei Welten bestand, die durch den Lauf der Mosel getrennt waren.